

Was die Nacht verbarg.

Roman von E. P. Oppenheim.

(14. Fortsetzung.)

Sie gebot ihm durch eine rasche Handbewegung Schweigen und erhob sich. Unwillkürlich folgte er ihrem Beispiel. Sie waren nicht mehr allein. Zwei Frauen hatten das Zimmer betreten — und in der einen von ihnen erkannte Heinz auf den ersten Blick die schöne Unbekannte wieder, die er am gestrigen Abend neben Margot hatte auf die Terrasse hinaustrreten sehen. Nach den flüchtigen Andeutungen, die ihm Margot gemacht hatte, betrachtete er die Prinzessin — denn die Prinzessin Raprazin war es ja ohne Zweifel, der er sich da gegenüber befand — mit weit höherem Interesse, als er es ihr gestern entgegengebracht hatte. Er fand seinen ersten Eindruck bestätigt, daß in ihrem reichlichen und eigenartigen Anzuge, das nur eine entfernte Ähnlichkeit mit dem der Komtesse Waldendorff in Berlin hatte, zwei Augen von wunderbarer Tiefe und Schönheit leuchteten, und daß über ihre hoch und ebenermäßig gebaute, frauenhaft volle Figur eine wahrhaft königliche Würde und Hoheit ausgegossen schien. Angestrichelt bemüht, einen Respektabstand von zwei Schritten hinter ihr inne zu halten, hatte ein ältliches Fräulein mit gutmütigen, ziemlich nichtsagenden Gesichtszügen mit der Prinzessin das Zimmer betreten. Ihre gedrückten Bewegungen und ihr beständiges ängstliches Aufmerken, ob irgend jemand ihrer Dienste bedürfen könnte, zeigten das Wesen einer Person, die ihr Leben in abhängigen Stellungen verbracht hat.

Maria v. Waldendorff, wie sie sich hier auf Buchberg nannte und genannt zu werden wünschte, hatte Margot lächelnd zugesehen und wandte sich nun an Heinz, der ihr eine tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung machte. „Herr Hoffelder — nicht wahr?“ fragte sie, und Heinz entzückte sich von neuem an dem wundervollen Wohlklang ihres dunkel gefärbten Organs. „Es ist sehr freundlich von Ihnen, daß Sie uns unserer Einfachheit ein wenig entziehen. Sie haben die Lebenswürdigkeit, ein Glas Thee mit uns zu nehmen?“

Heinz verneigte sich abermals. „Frau Gräfin sind sehr güte“, murmelte er.

Die Prinzessin nahm Margots Arm und ging mit ihr voran in ein anderes Zimmer, und Heinz folgte mit der Gesellschaft, die die ungewohnte Gegenwart eines jungen Mannes verlegen machte wie einen Badfisch.

Der Thee war schon fertig; aber als die Gesellschaft in die Gläser füllen wollte, kam Margot ihr zuvor. „Bitte, bemühen Sie sich nicht, Fräulein Adtmann“, sagte sie freundlich. „Sie wissen, daß das zu meinen Aufgaben gehört.“

Es bereitete der Gesellschafters offener Gegenwart eine Arbeit verrichten zu sehen, die auch sie hätte thun können; aber sie mußte sich wohl oder übel fügen und ließ sich neben Heinz nieder. Anmutig tendenzte Margot die Gläser mit dem aromatischen duftenden Getränk, aber wenn Hoffelder in der Hoffnung gekommen war, viel mit der Gesellschaft plaudern zu können, so sah er sich bitter getäuscht. Margot widmete sich fast ausschließlich der Prinzessin, mit der sie in der That eine sehr innige Freundschaft verbinden mußte, und Heinz war für die Unterhaltung zunächst auf Fräulein Adtmann angewiesen.

Aber er fand bald, daß diese Unterhaltung durchaus nicht so uninteressant und langweilig war, wie er es geglaubt hatte. Es war nur natürlich, daß er das Gespräch mit einigen bewundernden Worten für die Landschaft von Buchberg eröffnete; und die warme Begeisterung, die sie für die Schönheit des Ortes zu empfinden schien, half der Gesellschaft rasch über die anfängliche Verlegenheit fort. Heinz fand bald mit einiger Bekümmern, daß dies ältliche Mädchen durchaus nicht so unbedeutend und geistlos war, wie er sie auf den ersten Eindruck hin geschätzt hatte. Sie hatte einige von seinen bedeutendsten Arbeiten gelesen, und was sie ihm darüber in bescheidenem Ton als ihr Urteil sagte, war so zutreffend und so verständnisvoll, daß Heinz ihr mit wachem Vergnügen lauschte und daß ihm die Zeit sehr rasch verging.

Natürlich ließ er trotzdem seinen Augenblick davon ab, Margot und die Prinzessin im Auge zu behalten. Es entging ihm nicht, daß sie im Laufe der Unterhaltung ihre Stimmen dämpften, als wünschten sie nicht, von den beiden anderen verstanden zu werden, und er bemerkte auch, daß der Blick der Prinzessin oft sinnend auf ihm ruhte.

Man mochte etwa eine Stunde zusammen gegessen haben, als sie Margot etwas zufühlte. Das junge Mädchen erhob sich sofort und wandte sich freundlich an Fräulein Adtmann: „Wenn Sie auf einen Augenblick mitkommen wollen, Fräulein. Herr Hoffelder wird uns freundlich entschuldigen.“

Die Gesellschaft stand auf und verließ mit Margot das Zimmer. Es war offenbar, daß man Heinz absichtlich mit der Prinzessin allein ließ, aller Wahrscheinlichkeit nach auf ihren Wunsch. Hoffelder sah den kommenden Minuten mit einem Unbehagen entgegen, hatten ihn doch Margots Verhaltensvorschriften mit der nervösen Furcht erfüllt, daß er ahnungslos etwas Ungeheures sagen könnte. Maria Raprazin wandte sich gleichzeitig an ihn, als sich die Thür hinter den beiden geschlossen hatte. „Ich freue mich, daß ich Gelegenheit finde, einige Worte unter vier Augen mit Ihnen zu sprechen, Herr Hoffelder“, sagte sie. „Margot hat mir mancherlei erzählt, aber ich habe sie im Verdacht, daß sie mir doch das eine oder das andere verschwiegen hat. Wollen Sie mir gestatten, einige Fragen an Sie zu richten?“

Heinz verneigte sich. „Es wird mich freuen, Sie beantworten zu können“, erwiderte er.

Die Prinzessin sprach nicht sogleich. Wieder ruhte ihr Blick nachdenklich auf dem Antlitz des jungen Mannes, wie wenn sie es seinen Zügen ablesen wollte, was sie von Hoffelders Charaktereigenschaften zu halten hatte. Aber sie mußte wohl zutreffen sein mit dem Ergebnis ihres Forschens, denn es war ein beinahe herzlicher Klang in ihrer Stimme, als sie sagte: „Margot ist glücklich, einen so ritterlichen und uneigennütigen Freund gefunden zu haben. Es ist viel, was Sie für meine Freundin und — für uns alle getan haben, Herr Hoffelder.“

Heinz war um eine Antwort in Verlegenheit, und es war vielleicht auch besser, wenn er sich schweigend und abwartend verhielt.

Die Prinzessin fuhr nach einer kleinen Pause fort: „Margot und ich — wir kennen uns von Jugend an, und es kann keine innigere Freundschaft geben, als die zwischen uns besteht. Nur daß Margot zumeist der gebende Theil gewesen ist. Sie hat Schwestern, sehr Schwestern um meinetwillen erduldet. Auch ich habe es nicht unbedeutend erlitten. Margot jedoch hat stets nur für die Sünden anderer gebüßt. Ich habe deshalb keine vornehmere Aufgabe, als sie glücklich zu machen, ihr zum Glück zu verhelfen.“

Heinz verneigte sich, aber seine Fühlte, daß sie keine Antwort und keine Frage von ihm erwartete. Er verbarnte in Schweigen, bis sie weiter sprach.

„Ich habe das vorausschicken müssen, damit Sie meine Fragen natürlich und verständlich finden. Und nun bitte ich Sie noch einmal, antworten Sie mir vertrauensvoll. Sie lieben Margot?“

„Ja — ich liebe sie“, erwiderte Heinz.

„Sie haben den Wunsch, sie zu heiraten?“

„So bald als möglich.“

Wieder sah sie ihm aufmerksam in die Augen. Dann sagte sie: „Ich muß indistret sein. Ich weiß, daß Margot Sie liebt — und ich weiß, daß sie mit Ihnen glücklich werden würde. Ich weiß auch, aus welchen Gründen sie sich bisher geweigert hat. Ihnen ihre Hand zu reichen. Sie glaubt, daß etwas zwischen Ihnen steht, sie fürchtet, daß etwas, was sie gethan hat, sie in Ihren Augen entwürdig haben könnte. Margot ist sehr feinfühlig und sehr stolz. Sie würde eher an ihrer Liebe zu Grunde gehen, als daß sie einem Manne zum Altor folgen würde, der sie ihrer Meinung nach nicht uneingeschränkt achtet.“

„Ich habe ihr durch mein Handeln gesehnt“, sagte Heinz errötend. „Dah es nur thörichte Einbildungen sind, denen sie sich da hingibt. Auch ich glaube anfangs, daß sie nur in — in jenem einen Trennungsgrund für uns gesehen hat. Als sie jedoch auf ihrer Weigerung, die Meine zu werden, beharrte, obwohl ich ihr wieder und wieder versicherte, daß die Vergangenheit tot und begraben für mich sei, mußte ich annehmen, daß noch etwas anderes —“

„Es ist nichts anderes, Herr Hoffelder. Margot glaubt Ihnen, daß Sie sie sehr lieben, und daß Sie deshalb jetzt meinen, sich leicht über jene Geschehnisse hinwegsetzen zu können; aber sie befürchtet, daß Mißtrauen und Zweifel durch irgend eine geringfügige Kleinigkeit in Ihnen geweckt werden könnten, sobald die erste Leidenschaft der Liebe erloschen wäre. Ich theile diese Befürchtung nicht; denn niemand, der Margot näher kennen gelernt hat, kann noch einen Zweifel an der Lauterkeit und Reinheit ihrer Seele hegen. Eben deshalb bitte ich Sie von ganzem Herzen — seien Sie fest, lassen Sie sich durch ihre Weigerung nicht von beharrlichem Werden abbringen. Vielleicht werden Sie sich noch für einige Zeit in Geduld fassen müssen, werden Margot Zeit lassen müssen, zu überwinden und zu bezaubern; aber sie wird früher oder später nachgeben — glauben Sie mir.“

„Ich habe noch keinen Augenblick die Hoffnung darauf aufgegeben“, erwiderte er fest.

„Sie nicht ihm freundlich zu. Ihre Anwesenheit auf Buchberg ist mir

ein Beweis dafür“, sagte sie. „Ich glaube, Ihnen nach allem, was mir Margot erzählt hat, und was ich von Ihnen gesehen habe, mein Vertrauen schenken zu dürfen. Ich muß Ihnen noch einige Aufklärungen geben, weil ich will, daß Sie die Richtigkeit der Zweifel und Bedenken klar erkennen, die Margot erfüllt. Erst, wenn Sie ihr Thun und Handeln in Berlin verstehen, wenn Sie die edlen und uneigennütigen Motive kennen, die Margot zu dem bedenklichen Schritt geführt haben, der sie in Ihren Augen doch vielleicht in ein falsches Licht setzen konnte, werden Sie uneingeschränkt das beruhigende Bewußtsein haben können, daß es in Wahrheit nichts giebt, das Sie und Margot trennt.“

„Sie dürfen versichert sein, daß Sie mir Vertrauen keinem Unwürdigen schenken, anädige Frau.“

„Ich glaube es. Und nun lassen Sie mich Ihnen sagen, was Ihnen zu wissen Noth thut. Sie haben sicherlich bereits errathen, daß in Berlin alles um meinetwillen geschehen ist?“

Heinz verneigte sich schweigend.

„Wie ich von Margot höre, hat meine Schwester Ihnen bereits einige Aufklärungen gegeben. Ich habe dieselben also nur zu ergänzen. Ich sagte Ihnen schon, wie sehr mich Margot liebt — viel mehr, als ich es verdiene. In jener Nacht nun wollte sie sich — allerdings auf nicht ganz legale Weise — in den Besitz von Briefen setzen, die ich geschrieben habe, und deren Inhalt schwer compromittirend für mich und vor allem für andere Personen ist. Es hingen kostbare Menschenleben von dem Bekanntwerden oder der Geheimhaltung dieser Briefe ab, Menschenleben, die ich durch diese Briefe in unverantwortlichem Leichtsinne in Gefahr gebracht habe.“

„Ich bitte um Verzeihung, aber ich vermag nicht zu begreifen, wie jemand an diesen Martens derartige Briefe —“

Die Prinzessin schüttelte den Kopf. „Nicht auf diesen Martens, den ich nie in meinem Leben gesehen habe, und der mir ein völlig Fremder ist, waren die Briefe gerichtet, sondern an eine mir und Margot sehr nahestehende und theure Person, von der ich leider befürchten muß, daß sie nicht mehr unter den Lebenden weilt. Es war der vertrauenswürdigste und zuverlässigste Freund, an den ich sie geschrieben, und es ist uns allen ein Räthsel, wie sie trotzdem in die Hände dieses Martens gelangen konnten. Leider werden wir wohl niemals eine Aufklärung darüber erhalten, denn der rechtsmäßige Besitzer ist in Südafrika verschollen — wir haben seit langem nichts mehr von ihm gehört.“

„In Südafrika!“ wiederholte Heinz überaus. „Hat er vielleicht ebenfalls als Freiwilliger an den Burenkämpfen theilgenommen, die so viele wacker deutsche Männer an sich gezogen haben?“

„Allerdings“, erwiderte die Prinzessin. „Wir müssen leider befürchten, daß er im Kampfe gefallen ist. Die Ungewißheit über sein Schicksal ist es, die wir am schwersten ertragen können, und der einzige, der uns vielleicht Auskunft darüber hätte geben können, verweigerter sie bedarrlich. Sie werden verstehen, wen ich meine.“

Heinz nickte. „Ja, ich verstehe es“, erwiderte er. „Aber Otto Martens ist doch vielleicht der einzige nicht, der Ihnen eine Auskunft hätte geben können.“

Die Prinzessin richtete sich auf. „Bitte, wie meinen Sie das, Herr Hoffelder?“

Heinz sah, wie anatholisch ihr Bild an seinen Lippen hing, und er bereute es, eine Hoffnung in ihr erweckt zu haben, die sich doch wahrscheinlich als trügerisch erweisen würde. Aber er mußte nun sprechen. „Der Zufall hat mich hier im Ort mit einem Manne zusammengeführt, der seiner Erklärung nach ebenfalls an dem Freiheitskampf der Buren theilgenommen hat“, sagte er. „Das Heer des tapferen Burenvolkes ist doch am Ende nicht so groß gewesen, daß es ausgereicht erscheinen muß, der von mir erwähnten Fremde könne etwas über den Verbleib Ihres Freundes erfahren haben.“

„Nein, nein — das ist nicht ausgeschlossen“, sagte die Prinzessin hastig, und wie in größter Eile ihr Erregung preßte sie die Handflächen aneinander. „Wenn Sie glauben, daß der Fremde Ihnen wirklich die Wahrheit gesagt hat —“

„Der Mann machte mir nicht den Eindruck eines Aufschneiders“, entgegnete Heinz, und vor seinem Geiste stand das kühne und energische geschnittene Gesicht des schwermig verflochtenen Herber, dessen Karbe ja deutlich genug für die Wahrhaftigkeit ihres Trägers sprach. „Ich habe ihn in den zwei Tagen, die wir hier zusammen zubringen, natürlich nur sehr oberflächlich kennen lernen können, aber ich halte ihn für einen ernsthaften und klugen Menschen, der sich keinesfalls mit einer thörichten Lüge interessiert zu machen sucht.“

„So bitte ich Sie von Herzen — veranlassen Sie den Herrn, mich einmal aufzusuchen!“ sagte die Prinzessin. „Es ist der erste Hoffnungsstimmer, den ich seit langer Zeit sehe. Es wäre eine so große Beruhigung für Margot und mich, wenn wir wirklich etwas von diesem Herrn erfahren würden! Nicht wahr — Sie versprechen mir, mit ihm zu reden?“

„Dah sie stets auch von Margot sprach, machte Heinz ruhig und ließ einen leisen eiferfüchtigen Argwohn in seiner Seele wach werden. Aber er

gab natürlich das verlangte Versprechen, und dann sernerleits mit einer Frage zu kommen, die ihm schwer auf dem Herzen lag.

„Sie werden verstehen, gnädige Frau, wenn ich Sie um die Antwort auf eine Frage bitte, die ich bisher stets vergebens gestellt habe“, sagte er. „Es handelt sich um Margots Verweigerung mit ihrem Stiefvater.“

Die Prinzessin hob abwehrend die Hand.

„Ich bin gewiß, daß diesem Verweigerung nur ein Mißverständnis zu Grunde liegen kann, das sich auflösen lassen muß“, fuhr er fort. „Ich kenne den Herrn Oberstleutnant Arnstorf, kenne vor allem seine Nachgiebigkeit und seine duldsamen Anschauungen, die nur in Punkten der Ehre streng und unbeugsam sind. Gerade deshalb kann ich nicht begreifen, wie er mit Margot —“

„Es handelte sich bei ihrem Verweigerung nicht um Margot, sondern um eine andere Person“, erwiderte die Prinzessin ägernd.

Da waren sie wieder — all die quälenden, martenden Zweifel und eiferfüchtigen Befürchtungen, die in ihm durch Margots beharrliche Weigerung hervorgerufen worden waren und die die Erklärungen der Prinzessin nur batten einschleifen können. Er war leichenblau geworden, und mit verbaltener Stimme fragte er: „Um einen — einen Mann?“

„Ja, um einen Mann“, gab die Prinzessin zu. „Aber Sie haben keinen Grund, deswegen irgendwelche Befürchtungen zu hegen. Ich darf Ihnen nichts weiter erklären. Nur noch einmal möchte ich Ihnen versichern, daß Sie keine Veranlassung zur Eiferfüchtigkeit haben.“

In diesem Augenblick lehrten Margot und die Gesellschaft zurück, und die Prinzessin gab dem Gespräch sogleich eine unerwartliche Wendung. Wenige Minuten später aber öffnete der Diener mit dem unbeweglichen Gesicht die Thür. „Es ist servirt“, meldete er mit leiser Stimme.

25. Kapitel.

Man geht frühzeitig zur Ruhe in der Sommerfrische, und so lag denn auch heute das Goldhaus zur Post bereits in tiefer Dunkelheit, als Heinz Hoffelder heimkehrte. Er wurde herbeigeholt, der auf der Bank neben der Hausthür saß, nicht früher anständig, als bis er sich von seiner tiefen Stimme mit höflichem Gruße angerufen hörte.

Hoffelder blieb stehen und sprach ein paar Worte über die Schönheit des Abends und über den eigenartigen Zauber, der gerade in dieser matten, silberigen Beleuchtung über die Landschaft gebreitet schien.

„Ja“, erwiderte der andere. „Aber ich glaube nicht, daß Sie diesen Zauber so tief zu empfinden vermögen, wie jemand, der seiner Jahre hindurch entzündet worden ist. Man muß die herbe Reizlosigkeit südafrikanischer Nächte durchkosten und sich in den entzückenden Steppen des Burenlandes nach deutschem Wald und deutschem Gebirge gesehnt haben, um ihrer fällen, vom Herzen sprechenden Poetische Gedächtnisse widerfahren zu lassen.“

Das Klänge weicher und inniger, als Heinz es von dem wortfagen, ernst blickenden Manne zu hören erwartet hatte, und trotz der leisen Abneigung, die er gegen ihn empfand, konnte er sich doch dem Eindruck nicht entziehen, daß es sicherlich keiner der herdenweise herumlaufenden Dugend = Menschen war, mit dem der Zufall ihn hier zusammengeführt hatte.

„Darin mögen Sie wohl recht haben“, erwiderte er. „Man weiß ja einen Besitz immer erst zu schätzen, wenn man ihn verloren hat. Das ist eine Binsenwahrheit, aber sie hat mit allen betriebligen Wahrheiten das eine gemein, daß sie jedem einzelnen auf Grund eigener schmerzlicher Erfahrung aufgegangen sein muß, ehe er an sie glaubt.“

Herbert nickte, und seine Augen waren dabei wieder mit selbstem starrem Blick auf den von dem weiß schimmernden Schloßhagen betronten Hügel gerichtet. „Dann aber, als besänne er sich auf die Pflichten der Höflichkeit, wandte er mit einer raschen Bewegung den Kopf und rüdtte zugleich auf seiner Bank ein wenig zur Seite. „Haben Sie Lust, mit noch ein Weilschen Gesellschaft zu leisten, Herr Hoffelder — oder sind Sie zu müde?“

„Durchaus nicht“, versicherte Heinz, indem er neben ihm Platz nahm. „Wir Großstädter sind so wenig daran gewöhnt, die Nacht zum Schlafen zu benutzen, daß ich am liebsten bis zum Morgengrauen herumirrede.“

„Sie sind auch gestern erst sehr spät von Ihrem abendlichen Spaziergang heimgekehrt.“

Er hatte es ohne alle Anzüglichkeit gesagt, schien aber ganz gleichgültig. Aber wieder hatte Heinz die unangenehme Empfindung, daß dieser Fremde heimlich jeden seiner Schritte beobachtete, daß er aus irgend welchen unersinnlichen Gründen für ihn ein Gegenstand ganz besonderen, wenig begünstigten Interesses sei.

„Uebrigens werden Sie ja“, fuhr Herbert fort, „von der Langeweile des ländlichen Lebens nicht so schwer zu leiden haben. Schon durch Ihre freundschaftlichen Beziehungen zu den Bewohnern des Schlosses da drüben sind Sie hinlänglich dagegen gesichert. Einmalige Leute meines Schlages könnten Sie beinahe darum beneiden.“

Hoffelder suchte ihm durch eine scherzhafte Wendung auszuweichen.

„War es denn nicht aber gerade die Einfachheit, die Sie hier gesucht haben, Herr Herbert? Wenn es Ihnen um unterhaltene Gesellschaft zu thun gewesen wäre, würden Sie sie ja leicht genug in einem der nahe gelegenen Kurorte gefunden haben.“

Der andere nickte wieder. „Gewiß! — Es war mir nicht um die Gesellschaft gleichgültiger Menschen zu thun. Aber so weltflüchtig, wie Sie glauben mögen, bin ich doch nicht. Was mich hierher führte, war der massig lodende Reiz, den die Stätten lieber Erinnerungen auf uns zu üben pflegen. Im allgemeinen sollte man sich freilich hüten, solchen Lodungen nachzugeben. Der Besuch eines Friedhofes stimmt immer wehmüthig, auch wenn es nur unsere Glückhoffnungen und unsere seligen Zukunftsträume waren, die wir auf ihm begraben.“

Das Klänge fast, als wäre er zu vertraulichen Herzensergießungen geneigt; Heinz aber fühlte sich wenig geneigt, einer solchen Ansicht entgegenzukommen, weil jener daraus leicht genug hätte ein Recht herleiten können, auch an ihn Fragen zu richten, die zu beantworten er nicht geneigt war. Darum begnügte er sich mit einer ganz allgemein gehaltenen Erwiderung und suchte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, indem er sich ansah, den von der Prinzessin geäußerten Wunsch vorzubringen.

„Sie haben in den Reihen der Buren gekämpft, Herr Herbert?“ fragte er, ohne erst lange nach einem passenden Uebergang zu suchen.

„Ich bin länger als zwei Jahre drüben gewesen“, lautete die Antwort, und es mochte Hoffelder scheinen, als ob in ihrem Tonfall jetzt wieder jener Klänge kühler Zurückhaltung gesehnt sei, die ihm sein neuer Bekannter während ihrer ersten Unterhaltungen gezeigt hatte.

„Dann sind Sie ohne Zweifel mit der Mehrzahl der deutschen Kämpfer in nähere Berührung gekommen?“

Ueber das energische, weitergebräunte Antlitz des Gefragten glitt es wie ein lastendes Lächeln. „Gewiß — ich habe eine Anzahl von ihnen kennen gelernt“, sagte er, „mehr jedenfalls, als für meine Menschliebe gut war. Denn — unter uns gesagt, Herr Hoffelder — mit dem lauterem Idealismus und der heiligen Begeisterung von Leuten, die einem fremden Volke Landsknechtsdienste leisten, ist es in den meisten Fällen eine eigene Sache. Es mögen ja etliche darunter gewesen sein, die sich selbstlos und opfermüthig dem Tode weiheten, weil sie damit einen großen und gerechten Sache zu dienen wänteten, aber ich muß Ihnen gesehnt, daß ich von solchen rühmwerthen Ausnahmen nur habe erzählen hören. Was mir persönlich vor Augen gekommen ist, waren nur mehr oder weniger wurmfressige Früchte vom Baume der menschlichen Gesellschaft, Leute, die verzweifelt wenig zu verlieren hatten, und die von ganz anderen Motiven als von denen einer reinen Begeisterung für die Sache dieser engeren und kulturfeindlichen Bauerngesellschaft geleitet wurden. Die besten waren immerhin noch die, denen es einzig darum zu thun war, ein verzweifelt Leben auf leidlich anständige Weise los zu werden. Die Pistole des Selbstmörders will eben nicht jedem als das beste und zweckmäßigste Auskunftsmittel erscheinen.“

Das in diesen letzten Worten wiederum etwas wie ein vertrauliches Belenntniß lag, konnte dem Zuhörer kaum entgehen. Aber wieder gab er sich den Anschein, es nicht zu bemerken. Was Sie da über Ihre persönlichen Bekanntschaften unter den deutschen Mittkämpfern sagen, Herr Herbert, macht mir allerdings wenig Muth zum Vortrag einer Bitte, deren Dummheit ich bei Ihnen sein soll.“

„Einer Bitte? — Von wem?“

„Eine der Damen auf dem Schloß sprach heute davon, daß jemand, der ihr persönlich nahe steht, auf Seiten der Buren gegen die Engländer gekämpft habe, und daß sie seit langem ohne jede Nachricht von ihm geblieben sei. Sie fürchtet, daß er gefallen sei. Ich glaube, daß es ihr von höchstem Werthe sein würde, wenn sie zufällig durch Sie etwas über sein Schicksal erfahren könnte.“

Herbert hatte ihn ausreden lassen, aber seine scharfen Augen hingen an dem Munde des Sprechenden, als ob sie ihm die Worte von den Lippen reihen wollten. „Und Sie sagen, daß Sie beauftragt seien, mich um Auskunft zu eruchen? Sie haben also noch mir gesprochen?“

„Ich wüßte aus Ihrer eigenen Mittheilung, daß Sie ein Mittkämpfer des Burenkrieges gewesen seien. Da lag es doch nahe, daß ich mich aus Anlaß jener Unterhaltung dessen erinnerte und meiner Bekanntschaft mit Ihnen Erwähnung that.“

Er hatte es ohne alle Anzüglichkeit gesagt, schien aber ganz gleichgültig. Aber wieder hatte Heinz die unangenehme Empfindung, daß dieser Fremde heimlich jeden seiner Schritte beobachtete, daß er aus irgend welchen unersinnlichen Gründen für ihn ein Gegenstand ganz besonderen, wenig begünstigten Interesses sei.

„Uebrigens werden Sie ja“, fuhr Herbert fort, „von der Langeweile des ländlichen Lebens nicht so schwer zu leiden haben. Schon durch Ihre freundschaftlichen Beziehungen zu den Bewohnern des Schlosses da drüben sind Sie hinlänglich dagegen gesichert. Einmalige Leute meines Schlages könnten Sie beinahe darum beneiden.“

Hoffelder suchte ihm durch eine scherzhafte Wendung auszuweichen.

„Und Sie hatten den Eindruck, daß die Dame — daß ihr sehr viel an der Auskunft gelegen sei?“

„Diesen Eindruck hatte ich allerdings.“

„Kannte sie Ihnen den Namen des Mannes, über dessen Schicksal sie unterrichtet zu sein wünschte?“

„Nein. Sie beauftragte mich lediglich, Ihnen die Bitte um einen gelegentlichen Besuch auf dem Schloß auszusprechen — ein Auftrag, dessen ich mich hiermit entledige.“

Der andere blickte unterwandt vor sich hin, und Hoffelder sah, wie in tiefen Athemzügen eine breite Brust sich hob und senkte. Endlich tam aus dem tiefen Schweigen heraus wieder eine Frage: „Sie haben mir noch nicht gesagt, wer die Dame ist, die mich zu sprechen wünscht. — War es Fräulein v. Wehringen?“

Er hatte den Namen unsicher gesprochen, als könne er sich nur schwer entschließen, ihn über die Lippen zu bringen, und in gespanntester Erwartung ruhten seine Augen jetzt auf Hoffelders Gesicht.

„Für den aber war die Frage hinreichend gewesen, das unbestimmte Mißtrauen, das er seit dem Morgen gegen seinen Hausgenossen gehegt, zu riefenarotem, eiferfüchtigen feindseligem Argwohn anschwellen zu lassen.“

„Nein!“ sagte er mit ganz unmotivierter Schärfe. „Aber Sie haben sich den Namen der Dame sehr gut gemerkt, überraschend gut für jemand, der ihn heute zum ersten Male in seinem Leben gehört.“

Der ehemalige Burenkämpfer lächelte wieder, und sein Lächeln, in dem Heinz etwas von Spott zu lesen glaubte, war wenig danach angethan, die eiferfüchtigen Befürchtungen des jungen Schriftstellers zu zerstreuen. „Dah ich denn gesagt, Herr Hoffelder, daß ich den Namen zum ersten Male in meinem Leben höre? Die Wehringen sind eine alte, weitverzweigte Adelsfamilie. Da könnte ich doch leicht schon früher einen Träger dieses Namens begegnet sein. — Aber Sie sagen ja, daß es nicht diese junge Dame gewesen ist, mit der Sie über mich gesprochen haben, und es giebt außer ihr noch ein weibliches Wesen auf dem Schloß?“

„Ja — die Gräfin Maria Waldendorff. Diese ist es, die Sie zu befragen wünscht.“

„Gräfin Maria Waldendorff? — Wissen Sie bestimmt, daß sie so heißt?“

„Haben Sie etwa Anlaß, an der Richtigkeit des Namens zu zweifeln?“

„Ich erinnere mich, daß der Wirth von einer Komtesse Waldendorff sprach, die mit einem russischen Fürsten verheiratet sei. Aber das ist dann wohl eine andere gewesen.“

„Nedenfalls.“

„Muthe ich Ihnen zu viel zu, wenn ich Sie bitte, mir zu wiederholen, was die Dame über jene in Afrika verschollene Persönlichkeit sagte? — Es wäre doch möglich, daß ich daraus schließen könnte, ob ich dem Manne krüben begegnet bin.“

„Ich bedaure, Ihnen mit weiteren Auskünften nicht dienen zu können, Herr Herbert! Es wäre ja auch zwecklos, da Sie Gelegenheit haben werden, die Gräfin selbst darum zu befragen, sofern Sie geneigt sind, ihrem Wunsche zu entsprechen.“

(Fortsetzung folgt.)

Wenn Felsen kaffen, hilft kein Kleister.

Walter Wellman will angeblich diese Woche seinen nun seit Jahren angekündigten Ballonflug nach dem Nordpol antreten. Wir sind darauf gefaßt, vor Ende nächster Woche von einem Ghibernis zu hören, das Wellman, sein Luftschiff, seine Luftschiffhalle oder sonst irgend etwas betrifft.

Es ist zum Lachen . . . es gibt Menschen, die ihr Lebensschifflein durch den Wind, den sie selber machen, vorwärts bringen wollen.

China und Japan schneiden sich gegenwärtig zur Abwechslung wieder einmal Geschick. Es ist aber anzunehmen, daß es keinem von den beiden Ländern um einen Krieg zu tun ist.

Das Antreffen von diamantstrotzigen Blaugruben in Deutsch-Südwestafrika wird offenbar von der Spekulation an der Berliner Börse im rosigsten Licht betrachtet.

Jener Chicagoer Professor, der behauptet, es müßte die und nicht der Motor heißen, weil das Wort weiblichen Geschlechtes sei, muß eine sehr geschickte Frau haben.



Freier (bezeichnet): „Ich — ich möcht' mein Herz ausschütten!“
Dame: „Oh — aber, bitte, nicht auf mein neues Kleid!“